

Medienspiegel Woche 18_18



„Lehrer sind die Dirigenten eines Orchesters: Sie müssen den Ton angeben, das Tempo setzen und wissen, wohin sie mit dem Stück wollen. Doch ab einem gewissen Punkt sollten sie den Musikern den Platz geben, sich zu entfalten.“

„Gut sind jene, welche die Freude der Kinder für ein Fach wecken können. Und jene, die ein Talent in den Kindern sehen, von dem die Schüler nicht einmal selber wussten, dass sie es haben.“ (John Hattie, Schweiz am Wochenende, 28.4.2018)

Inhalt

<u>Veranstaltungshinweise und Buchbesprechung</u>	1
Tagblatt, 27. April 2018, 05:18 <u>Wenn Lernformen Kinder überfordern</u>	2
Basel Express, Mai 2018 <u>Der Lehrplan 21 – ein Manipulationsinstrument?</u>	3
NZZ, 24. April 2018 <u>Wir sind zu Tode abgelenkt</u>	7
Tagblatt, 29. April 2018, 09:59 <u>E-Mails treiben uns durch den Tag wie die Sau durchs Dorf</u>	9
Tagblatt, 03. Mai 2018 <u>Grosser Widerstand gegen neue Mobilfunkantenne</u>	11
Tagblatt, 29. April 2018 <u>"Verbotene Pornos kursieren fast überall"</u> <u>– unterwegs mit dem Chef des Jugenddienstes der St.Galler Kantonspolizei</u>	11
Zeit-Fragen, 24. April 2018 <u>Die digitalisierte und individualisierte Schule</u> <u>– ein ökonomistisches Konzept ohne pädagogische Begründung</u>	12
Journal21, 30.4.2018 <u>Parole: Hausaufgaben abschaffen!</u>	16
NZZ am Sonntag, 29.4.2018 <u>Lehrkräfte verlieren die Freude am Beruf</u>	18
Schweiz am Wochenende, 28.4.2018 <u>Was ist guter Unterricht?</u>	20

Veranstaltungshinweise



Vortragsreihe «Schule & Pädiatrie»
Binden und loslassen – ausserfamiliäre Betreuung von Kleinkindern
 Mittwoch, 30. Mai 2018, 18.30 bis 20.30 Uhr

 

Vortragsreihe „Schule & Pädiatrie“

Binden und loslassen – ausserfamiliäre Betreuung von Kleinkindern

Prof. Dr. Martina Zemp (Universität Mannheim)
lic. phil. Pamela Walker (KJPD, St. Gallen)

30. Mai 2018, Fachhochschule St. Gallen

[Einladung](#)

[Flyer](#)

[Jahresprogramm 2018](#)



Das Lernen der Kinder ins Zentrum stellen

«Wo eine gute Lehrerin,
 ein guter Lehrer am Werk ist,
 da ist die Welt ein bisschen besser»

Vortrag und Diskussion
Dr. Carl Bossard
 Gründungsrektor Pädagogische Hochschule Zug
www.carlbossard.ch

Gute Lehrerinnen sind mehr als nur Coaches und Lernbegleiterinnen. Gute Lehrer sind nicht einfach Verwalter von (LP 21-)Kompetenzen. Gute Lehrpersonen steuern den Unterricht und stellen das Lernen der Kinder ins Zentrum – im Wissen: Selbständig und frei werden sie nicht über selbstreguliertes Lernen oder Lernen ohne Lehrer LoL. Der Weg führt gemäss John Hattie über eine schülerorientierte Lehrersteuerung.

Freitag, 15. Juni 2018, 19.00 Uhr
 Äbte-Saal im Hof zu Wil

Veranstalter: Verein Starke Volksschule St. Gallen
kontakt@starkevolksschule.sg.ch www.starkevolksschule.sg.ch

Das Lernen der Kinder ins Zentrum stellen

Vortrag und Diskussion

Dr. Carl Bossard

Freitag, 15. Juni 2018, 19.00 Uhr

Äbte-Saal im Hof zu Wil

[Flyer](#)

Buchbesprechung

Eine ausführliche Zusammenfassung der Autorin

Kinder im Netz globaler Konzerne

Der Lehrplan 21 als Manipulationsinstrument

Für eine verantwortungsvolle und ehrliche Diskussion
 über die Aufgabe unserer Volksschule

Dr. phil. Judith Barben-Christoffel
 Eikos-Verlag 2018

Der Lehrplan 21 – ein Manipulationsinstrument?

[Flyer: Beschreibung und Bestellung](#)

Judith Barben

**Kinder im Netz
 globaler Konzerne**

**Der Lehrplan 21 als
 Manipulationsinstrument**

Für eine verantwortungsvolle
 und ehrliche Diskussion über die
 Aufgabe unserer Volksschule

Eikos | ΕΙΚΟΣ

Tagblatt, 27. April 2018, 05:18

Wenn Lernformen Kinder überfordern

Mario Andreotti

Seit den 1970er-Jahren wird bei uns, und nicht nur da, auf Kosten der Schüler am Bildungssystem herumlaboriert. Ob es funktioniert, wird am lebendigen Wesen ausprobiert. Geht es gut, dann wollen alle die Erfolge einheimen, geht es daneben, dann tragen die Kinder die Folgen. Einer der neuesten pädagogischen Trends, der in Wirklichkeit jedoch nicht so neu ist, wie er sich gibt, nennt sich «Selbstorganisiertes Lernen SOL». Das klingt in der Theorie toll. Denn wer möchte nicht mitbestimmen, was er lernt, sich nicht eigenständig Lernziele setzen und selber geeignete Lernstrategien auswählen. Doch die Realität sieht anders, sieht nüchterner aus.

Selbstorganisiertes Lernen gründet in der Idee, Lernprozesse seien dann erfolgreich, wenn Kinder, wie eben gesagt, möglichst viel mitbestimmen, sich selber Lernziele setzen können, die sie erreichen wollen, wenn sie sich selbst motivieren und so Verantwortung für ihr eigenes Lernen übernehmen. Betont, ja geradezu verabsolutiert wird damit die aktive Seite des Lernens und der Lernenden. Für besonders begabte Schülerinnen und Schüler mögen selbstgesteuerte Lernformen viel Freiheit und Mitbestimmung bieten; die Lehrperson kann, so wird versichert, gezielter auf einzelne Schüler eingehen. Zudem sollen diese Lernformen den Schulbetrieb flexibler machen. Das hört sich alles gut an.

Trotzdem ist selbstorganisiertes Lernen nicht kindgerecht, wie auch der Kinder- und Jugendpsychologe Allan Guggenbühl festhält. Primarschülern gibt man vor, sie könnten ihren Lernprozess selber steuern. Das setzt eine Vorstellung von Autonomie voraus, über die Kinder noch gar nicht verfügen. Sie fühlen sich allein gelassen, was Überforderung und Stress auslöst. Und das in einer Zeit, in der Kinder und Jugendliche sonst schon zunehmend über Druck und Überforderung durch Familie und Gesellschaft klagen. Selbst Gymnasiasten, vor allem wenn es sich um leistungsschwächere Schülerinnen und Schüler handelt, bekunden mit selbstorganisiertem Lernen ihre Mühe, wie erste Erfahrungen an Berner Gymnasien gezeigt haben.

Das Ganze entbehrt nicht einer gewissen Paradoxie: Da werfen die Befürworter des selbstorganisierten Lernens dem herkömmlichen Unterricht im Klassenzimmer vor, Lernfreiheit und Eigenständigkeit der Schüler kämen darin zu kurz. Gleichzeitig votieren sie aber für eine derart engmaschige Beurteilung der Kinder, wie es sie nie zuvor gegeben hat. Seit einigen Jahren haben alle Lehrpersonen des Kindergartens und der Primarschule der Nordwestschweiz für jedes Kind einen standardisierten Lernbericht auszufüllen, in dem all seine Leistungen umfassend festgehalten sind: 72 Kreuze auf einer Skala von 1 bis 4. Da heisst es, selbst für Kindergartenschüler, beispielsweise: «Das Kind erledigt Aufgaben termingerecht und vollständig», als ob Kinder Arbeitnehmer in irgendeinem Unternehmen wären. Dass solch absurde Lernberichte, die zu unnötigem Leistungsdruck führen und letztlich nichts bringen, bei der Lehrerschaft umstritten sind, kann uns nicht erstaunen.

Selbstorganisiertes Lernen erfordert folgerichtig die Auflösung des gemeinsamen Klassenunterrichts. Die Lehrer als Wissensvermittler treten nur noch in kurzen, klassenübergreifenden Inputlektionen in Erscheinung; ihre Rolle verändert sich zunehmend hin zum reinen Lerncoach. Den überwiegenden Rest der Zeit verbringen die Schüler, mehr oder weniger sich selbst überlassen, in sogenannten «Lernateliers». Dabei haben eine ganze Reihe von Studien längst gezeigt, dass es nicht primär die Unterrichtsmethode, nicht einmal die Klassengrösse, sondern die Persönlichkeit der Lehrerin oder des Lehrers, ihre fachliche und pädagogisch-didaktische Kompetenz ist, die zum Lernerfolg der Schüler entscheidend beiträgt. Und genau diese Lehrerpersönlichkeiten, die den Klassenunterricht, immer wieder ergänzt durch andere Lernformen, souverän gestalten, sollen irgendwelchen gesichtslosen Unterrichtsprojekten weichen. Ist das die Schule, die wir unseren Kindern und Jugendlichen wünschen?

<http://www.tagblatt.ch/nachrichten/schweiz/wenn-lernformen-kinder-ueberfordern;art253650.5278058>

Basel Express, Mai 2018

Der Lehrplan 21 – ein Manipulationsinstrument?

Kinder im Netz globaler Konzerne



Der «Lehrplan 21» wurde 2006 von der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren als neuer Einheitslehrplan für die ganze Deutschschweiz beschlossen – ohne demokratische Legitimation.¹ Er wurde während Jahren im Geheimen von einer kleinen «Experten-gruppe» ausgearbeitet und 2014 als definitiv erklärt.² Basel Stadt übernahm ihn im Sommer 2015, Baselland im Sommer 2017 – unter der Bezeichnung «Lehrplan Volksschule Baselland» (mit wenigen, unwesentlichen Änderungen gegenüber dem «Lehrplan 21»). Seit-her wächst der Widerstand gegen diesen Einheitslehrplan täglich, weil Lehrer, Eltern und Schüler immer stärker mit den negativen Auswirkungen konfrontiert sind.



Das Buch von Judith Barben «Kinder im Netz globaler Konzerne. Der Lehrplan 21 als Manipulationsinstrument» gibt einen tiefen Einblick in den heutigen Schulalltag vieler Kinder. Die Autorin erweist sich als profunde Kennerin der Schweizer Volksschule. In klaren Worten beschreibt sie die alarmierenden Veränderungen der Schule der letzten Jahre bis hin zum heutigen Lehrplan 21. Vieles ist kaum zu glauben, doch sämtliche Aussagen werden mit gut recherchierten Quellen und überzeugenden Beispielen belegt. Das Buch ist so spannend geschrieben, dass man es kaum mehr aus der Hand legt.



von Dr. phil. Judith Barben

Im folgenden werden einige wesentliche Aspekte zu den Inhalten und Hintergründen des «Lehrplan 21» zusammengefasst, die auf gründlichen Recherchen und praktischen Beispielen aus dem Schulalltag beruhen.

Persönlicher Hintergrund

Vor rund 40 Jahren begann ich als Primarlehrerin zu unterrichten. Später folgten Tätigkeiten als Heilpädagogin, Psychologin und Psychotherapeutin für Kinder und Jugendliche. Durch meine langjährige Berufserfahrung lernte ich die Schweizer Volksschule und ihre Qualität aus verschiedenen Blickwinkeln kennen und schätzen.

Gleichzeitig beobachtete ich die Auswirkungen der ständigen «Reformen», die unserer Schule seit rund 25 Jahren auferlegt werden. Mit vielen dieser «Reformen» wurden bewährte Prinzipien wie das solide Vermitteln von Grundlagen in Lesen, Schreiben und Rechnen oder von Grundhaltungen wie Sorgfalt, Rücksichtnahme und Pflichtgefühl aufgegeben. Stattdessen propagierte man das sogenannte «selbstorganisierte» Lernen. Fehler zu korrigieren wurde zunehmend verpönt.

Fehlgeleitete Schulreformen

Die unzähligen «Schulreformen» gingen stets mit wohlklingenden Versprechen einher wie «mehr Chancengleichheit» oder «mehr Selbstverantwortung». Doch diese Versprechen erfüllten sich selten, im Gegenteil: Durch die ständigen «Reformen» hat das Leistungsniveau an unserer Volksschule bereits dramatisch abgenommen, wie Lehrmeister, Berufsschullehrer und Lehrer anderer weiterführender Schulen übereinstimmend berichten. Heutige Schulabgänger sind oft nicht mehr in der Lage, einen Satz fehlerfrei zu schreiben, einen kurzen Text flüssig zu lesen oder simple Rechenaufgaben zu lösen.

Es muss betont werden: Keine dieser «Schulreformen» ging von den Lehrern oder Eltern aus. Ausnahmslos alle wurden der Schule «von oben», das heisst von den Bildungsdirektionen, aufgezwungen. Und nun wird uns der «Lehrplan 21» vorgesetzt. Mit diesem wird die Axt an die noch bestehenden Grundstrukturen unserer Volksschule gelegt. Bewährte Grundpfeiler wie Jahrgangsklassen, Jahresziele, Methodenfreiheit und systematischer Stoffaufbau sollen verschwinden. Ebenso der Kindergarten. Schon mit vier Jahren sollen die Kinder eingeschult werden.

Worauf gründet der Erfolg der Schweizer Volksschule?

Um die einschneidenden Veränderungen sichtbar zu machen, die mit dem «Lehrplan 21» beabsichtigt sind, stelle ich einige wichtige Aspekte der bisherigen Volksschule voran. Unsere Volksschule beruht auf den Grundsätzen des berühmten Pädagogen und Sozialreformers Johann Heinrich Pestalozzi. Dieser setzte sich schon vor rund 200 Jahren dafür ein, dass alle Kinder – ob reich oder arm, ob aus Stadt oder Land, ob Mädchen oder Knabe – eine gemeinsame, solide Schulbildung erhalten. Weiter forderte Pestalozzi die Bildung von «Kopf, Herz und Hand»; er legte grossen Wert auf Anschaulichkeit und darauf, dass der Stoff systematisch aufgebaut und vermittelt werde – beginnend beim Einfachen und fortschreitend zum Schwierigen. Diese Grundsätze entsprechen dem Wesen des Kindes. Deshalb ist Pestalozzis Bildungsverständnis auch heute noch modern und topaktuell.

Eine weitere Grundlage der Schweizer Volksschule sind die direkte Demokratie und der Föderalismus. Diese zentralen Elemente unseres Staatswesens ermöglichen die Mitsprache der Bürger in Schulfragen, die Vielfalt der Bildungsinstitutionen und deren breite Verankerung in der Bevölkerung.

Auf all diesen Grundlagen entstand in der Schweiz eines der besten Schulsysteme der Welt. Schweizer Schüler schneiden in internationalen Vergleichsstudien immer wieder hervorragend ab. So erhielten die Schweizer Schüler 2016 im Fach Mathematik in der internationalen Pisa-Studie Bestnoten, weit über dem europäischen Durchschnitt.³ Diese guten Ergebnisse basieren immer noch auf der gewachsenen Substanz unseres bewährten Schulsystems. Wir haben deshalb allen Grund, unserem einzigen Rohstoff Sorge zu tragen: einer umfassenden Bildung, die auf tragenden Werten beruht.⁴

Fragwürdiges Unterrichtsverständnis des Lehrplans 21

Doch das Unterrichtsverständnis des «Lehrplan 21» weicht grundlegend von den beschriebenen Prinzipien ab. Während der Klassenunterricht bis anhin als wichtigste Unterrichtsform galt, um neuen Stoff zu vermitteln, soll das Lernen nach «Lehrplan 21» vorwiegend «individualisiert» stattfinden. Gelernt wird nicht mehr in Jahrgangsklassen, sondern in altersdurchmischten «Zyklen», die drei oder gar vier Jahrgänge umfassen.⁵ Dabei findet das Lernen vorzugsweise in «Lernlandschaften» statt – auch «Lernumgebungen» oder «Lernateliers» genannt –, die den Grossraumbüros globalisierter Konzerne gleichen. Laut «Lehrplan 21» sind diese «Lernumgebungen» so auszurichten, dass sie...

«... individuelle Lern- und Bearbeitungswege auf unterschiedlichen Leistungsniveaus und mit unterschiedlich ausgeprägten Interessensgraden» fördern.⁶

Es ist also ausdrücklich gewollt, dass jeder Schüler für sich allein und nach seinem eigenen Stoffprogramm lernt.

Irreführender Begriff

Diese Lernform wird als «Individualisieren» bezeichnet. Doch der Begriff ist irreführend, denn er hat nichts mit individueller Förderung zu tun. Tatsächlich werden die Schüler beim «Individualisieren» weitgehend sich selbst und ihrem Tablet-Computer überlassen. Der Lehrer ist nur noch «Coach» oder «Lernbegleiter» und erteilt seine Instruktionen zunehmend per Internet. Eine Vorreiterschule in diesem Sinne ist die Oberstufenschule Pratteln (BL). Dort war die «Neue Zürcher Zeitung» im November 2014 vor Ort. Sie schreibt:

«[Jeder Schüler hat] einen eigenen Arbeitsplatz [...], der vorne, links und rechts [...] mit einem Sichtschutz versehen ist [...]. Was [jeder] sich konkret vornimmt und wie er seine Zeit einteilt im «Lernatelier», muss er selber entscheiden. Lehrer sind zwar ebenfalls anwesend in dem Raum. Doch sie halten sich zurück. Anweisungen an alle sind keine zu vernehmen [...]. Schüler sollen lernen, eigenständig zu handeln [...], die Lehrer [fungieren] nurmehr als Coach.»⁷

Vereinsamung und Mutlosigkeit

Als erstes verlieren bei dieser Lernform die schwächeren Schüler den Anschluss. Aber auch leistungsstarke Schüler kommen damit nicht zurecht. Viele halten nur Schritt, wenn ihre Eltern täglich mit ihnen stundenlang Hausaufgaben machen oder ihnen private Nachhilfestunden finanzieren. In der psychologischen Praxis mehren sich die Fälle von Kindern, die unter Depressionen, Bauchschmerzen, Schlafstörungen oder Schulangst leiden, weil sie den Mangel an Beziehung und Anleitung durch den Lehrer nicht ertragen.

Immer mehr Kinder sitzen Tag für Tag einsam vor ihrem Wochenplan und arbeiten an Lernaufgaben, die sie nicht wirklich verstehen. Sie pröbeln herum, kommen nicht recht voran und sind nie sicher, ob sie es richtig machen. Viele verlieren dabei den Mut und die Freude am Lernen. Zunehmend nehmen Eltern, die es sich leisten können, ihre Kinder aus der öffentlichen Schule und schicken sie auf Privatschulen.⁸

Stoffabbau bei den Grundlagen

Im «Lehrplan 21» gibt es keine Jahres-Stoffziele mehr, sondern nur noch schwammige «Kompetenzen». Diese sind so umständlich formuliert, dass man sie kaum versteht. Hinter diesen «Kompetenzen» versteckt sich ein dramatischer Stoffabbau. So wird beispielsweise der Zehnerübergang in der ersten Klasse nicht mehr gelernt, obwohl er für alles weitere Rechnen grundlegend ist. Auch das Einmaleins wird nicht mehr geübt. Infolgedessen sind auch das schriftliche Malrechen und Teilen gestrichen, die ja auf dem Einmaleins aufbauen.⁹ Die Rechtschreibung ist ebenfalls praktisch abgeschafft. Denn die Kinder dürfen vier Jahre lang alles nach Gehör schreiben und werden nicht korrigiert.¹⁰ Jahrelang prägen sie sich falsche Wortbilder ein wie Vehrien statt Ferien, fäler statt Fehler und so weiter. Dies später wieder zu korrigieren ist praktisch unmöglich.

Lernen am Computer verschlechtert Schulleistungen

Eine Hauptstossrichtung des «Lehrplan 21» ist die flächendeckende Digitalisierung der Schulen. Das Fach «Medien und Informatik» ist im «Lehrplan 21» ab Schulbeginn obligatorisch. Schon die Vierjährigen müssen am Computer «digitale Anwenderkompetenzen» lernen.¹¹

Und dies, obwohl unzählige Studien belegen, dass das Lernen am Computer den Lernerfolg verschlechtert.¹² Kinder und Jugendliche brauchen, um sich fundiertes Wissen anzueignen, konkrete Erfahrungen in der realen Welt. Führt man sie zu früh an Bildschirmmedien heran, fehlen ihnen diese Grunderfahrungen, und sie können die Eindrücke am Bildschirm nicht mit eigenen Erlebnissen verknüpfen. Darum bleibt alles, was sie am Computer lernen, nur flüchtig haften. Tiefere Verarbeitungsschritte fehlen. Das Lernen am Computer entspricht nicht der Struktur des menschlichen Gehirns.

Ausserdem sind Kinder soziale Wesen und lernen in der Beziehung. Überlässt man sie einer seelelosen Maschine, verkümmern sie gefühlsmässig und geistig. Die flächendeckende Digitalisierung hätte dramatische Folgen für die Psyche unserer Kinder.

Wer profitiert?

Mit dem «Lehrplan 21» soll die Schule profitorientierten Grosskonzernen wie Facebook, Google, Apple oder Samsung geöffnet werden. Diese gewinnen damit Kontrolle über unsere Kinder und die Stoffinhalte. Bereits heute machen internationale Firmen wie der südkoreanische IT-Konzern Samsung in Lehrmitteln Werbung für ihre Computer. Als «Gegenleistung» sponsert Samsung beispielsweise die Online-Lernplattform «Learnify», die speziell an den «Lehrplan 21» angepasst wurde.

Diese Entwicklung entspricht weder der direktdemokratischen Schweiz noch der realen Berufswelt, und vor allem nicht der Natur des Kindes. Sie führt zu einer Zweiklassengesellschaft, in der nur noch Kinder gutverdienender Eltern überhaupt Bildungschancen haben, weil sie Privatschulen besuchen oder teuren Nachhilfeunterricht erhalten können.

Steuer in der Bildungspolitik wenden

Wir brauchen wieder eine Volksschule, die demokratisch abgestützt ist und allen Kindern gute Bildungschancen ermöglicht. Die Steuer in der Bildungspolitik muss gewendet werden. In der Schweiz kann uns niemand zwingen, den «Lehrplan 21» umzusetzen, wenn das Volk ihn nicht will. Jede Bürgerin, jeder Bürger hat die Möglichkeiten, die Fakten zum «Lehrplan 21» bekannt zu machen und sich mit Verwandten, Bekannten, Arbeitskollegen und Nachbarn darüber auszutauschen. Auch Leserbriefe sind ein wertvolles Mittel, um Mitbürger zu informieren. Sie werden von vielen gelesen und haben eine grosse Wirkung.

Eltern können sich zu Gruppen zusammenschliessen und gemeinsam gegenüber der Schule auftreten. Gemeinsam können sie verlangen, dass ihre Kinder in der Primarschule ohne Computer unterrichtet werden, dass sie Jahrgangsklassen besuchen können, dass sie in der Schule Rechtschreibung, das Einmaleins und andere grundlegende Inhalte lernen, dass der Lehrer die Hausaufgaben korrigiert und Fehler verbessern lässt, dass er Hausaufgaben erteilt, welche die Kinder verstehen und bewältigen können.

Gespräche von Mensch zu Mensch

So kann aus vielen Einzelinitiativen etwas Grosses werden. Veränderungen beginnen stets mit Gesprächen von Mensch zu Mensch. Das Schweigen zu durchbrechen ist der erste Schritt. Eine breite, kantonsübergreifende Diskussion über die Aufgabe unserer Volksschule in der direkten Demokratie steht an. Mit Volksinitiativen haben wir immer die Möglichkeit, Einfluss auf die Volksschule zu nehmen, wenn Politiker und Behörden versagen. Mit der direkten Demokratie ist die Schweiz in der Lage, den eingeschlagenen Irrweg zu verlassen und unser bislang herausragendes Schulsystem konstruktiv weiterzuentwickeln.

Gerne nimmt die Autorin Fragen und Anregungen entgegen unter judith.barben@gmx.ch.

Quellen:

1. Herzog Walter: Kompetenzorientierung – eine Kritik am Lehrplan 21. Ausbildungssymposium der Pädagogischen Hochschule Luzern, 7.1.2014
2. Haben wir noch eine öffentliche Schule. Neue Zürcher Zeitung, 18.4.2018; Lehrplan soll vors Volk. Neue Zürcher Zeitung, 13.2.2015
3. Bestnoten für Schweizer Schüler im Fach Mathematik. Neue Zürcher Zeitung, 6.12.2016
4. Schweizer Rohstoff Bildung. Neue Zürcher Zeitung, 19.12.2016
5. Lehrplan 21. D-EDK 2015. Heft Überblick, S. 3
6. Lehrplan 21. D-EDK 2015. Heft Grundlagen, S. 7f.
7. Lerne zu lernen! Individualisierte Lernformen verfolgen hehre Ziele – im Schulalltag aber geht es vor allem pragmatisch zu. Neue Zürcher Zeitung, 17.11.2014
8. Boomende Privatschulen. Radio SRF, 30.6.2017
9. Lehrplan 21. D-EDK 2015. Heft Mathematik, S. 11
10. Lehrplan 21. D-EDK 2015. Heft Deutsch Kompetenzaufbau, S. 16
11. Lehrplan 21. D-EDK 2015. Heft Medien und Informatik, S. 6
12. Computer sorgen für ungenügende Leistungen. SonntagsZeitung, 5.6.2016

<https://www.basel-express.ch/redaktion/gesellschaft/1510-der-lehrplan-21-ein-manipulationsinstrument-kinder-im-netz-globaler-konzerne>

NZZ, 24. April 2018

Wir sind zu Tode abgelenkt

Soziale Netzwerke zerstörten unser gesellschaftliches Leben, sagt der amerikanische Philosoph Michael Sandel



Er kennt kein Pardon: Michael Sandel verbietet in seinem Unterricht alle elektronischen Geräte. Colin McPherson / Getty

Herr Sandel, als das Internet aufkam, dachten wir, dass dies unsere Gesellschaften demokratischer machen würde: Negative Entwicklungen würden nicht lange unentdeckt bleiben, Fakten könnten schneller überprüft, Falschmeldungen leichter aufgedeckt werden. Nun hat man allerdings eher den Eindruck, dass genau das Gegenteil der Fall ist. Zerstört gar das Internet die Demokratie?

Wir dachten tatsächlich für einige Zeit, dass das Internet der Demokratie nützen würde. Es würde die Kommunikation zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen vereinfachen, und es würde die Zensur erschweren, weil die Menschen viel direkter miteinander kommunizieren können, um nur zwei Beispiele zu nennen. Das war die Basis für den Optimismus, den wir zu Beginn hatten. Jetzt aber sehen wir die dunkle Seite, die Gefahr, die das Internet für die Demokratie darstellt. Die Unternehmen, die auf diesem Feld dominieren, sind so gross und mächtig geworden, dass wir andere Regeln brauchen. Die Situation erinnert dabei durchaus an das frühe 20. Jahrhundert, als durch die industrielle Revolution grosse und mächtige Monopole entstanden waren. Die Social-Media-Unternehmen heute sind de facto Monopole. Und Monopole stellen stets eine Gefahr für die Demokratie dar.

Monopole, die sehr viel über uns wissen . . .

Ja, das ist die zweite Gefahr, und die hat mit dem Geschäftsmodell dieser Firmen, wie etwa Facebook, zu tun. Sie verdienen ihr Geld damit, dass sie grosse Mengen an persönlichen Informationen der Nutzer sammeln und diese dann an Werbekunden verkaufen. Das berührt die Privatsphäre der Menschen. Es geht aber auch noch um einen weiteren Aspekt, der unmittelbar dazugehört: Das beschriebene Geschäftsmodell funktioniert nur, wenn immer neue Daten zur Verfügung stehen. Befördert wird also eine ganz bestimmte Art der Nutzung, die auf Ablenkung beruht. Mit der Ablenkung sinkt aber gleichzeitig unsere Fähigkeit, aufmerksam zu bleiben. Denken wir hier etwa an den Bildungssektor. In vielerlei Hinsicht kann das Internet zwar das Unterrichten unterstützen . . .

. . . was ja auch zu einem Teil persönlich Ihren Erfolg ausmacht, wenn ich an die Vorlesungen denke, die man von Ihnen online verfolgen kann . . .

Ja, aber gleichzeitig denke ich, dass wir zu Tode abgelenkt sind. Die Nutzung der sozialen Netzwerke, wie wir sie heute beobachten, hat bei den Menschen eine kollektive Aufmerksamkeitsstörung zur Folge. Ich stelle immer wieder fest, wie schwierig es ist, die Konzentration meiner Studenten aufrechtzuerhalten. Denn die hat sich radikal verkürzt und verringert. Ich verbiete deshalb inzwischen alle elektronischen Geräte in meinem Unterricht.

. . . weil Appelle an die Vernunft nicht fruchten?

Weil Social Media für viele Menschen unwiderstehlich sind. Es ist fast schon eine Sucht. Die Nutzer glauben, sie müssten permanent auf ihr Gerät schauen, um zu sehen, ob etwas passiert ist. Das ist natürlich sehr störend in einem Unterricht. Aber es ist vor allem eine schlechte Gewohnheit. Eine Gewohnheit, deren Folgen weit über den Klassenraum hinausgehen und zerstörerisch auf unser gesellschaftliches Leben wirken. Gesellschaftliches Leben erfordert ein bestimmtes Mass an Aufmerksamkeit, Überlegen, Zuhören, Lernen, Argumentieren, die Fähigkeit, logische Schlussfolgerungen zu ziehen. Das verlangt eine bestimmte Präsenz des Menschen. Doch die Fähigkeit, aufmerksam zu sein, wird untergraben durch diese Geräte und die dazugehörige Technologie.

Lässt sich diese Entwicklung noch umkehren?

Es ist natürlich eine relativ einfache Sache, solche Geräte in einem Klassenzimmer zu verbieten, weil es sich da um geschlossene Räume handelt. Viel mehr aber müssen wir Wege finden, wie wir den Umgang grundsätzlich verändern. Und das geht nur über staatsbürgerliche Erziehung. Aufgefordert sind hier Schulen, Familien, die Medienunternehmen selbst. Sie alle tragen Verantwortung dafür, wie man die exzessive Abhängigkeit der Nutzer reduzieren kann.

Gibt es eine Verbindung zwischen der massiven Ablenkung einerseits und der Unterstützung des Populismus andererseits?

Ja, und zwar auf indirektem Weg. Der Aufstieg des Populismus ist eine Reaktion auf die Verarmung des öffentlichen Diskurses. Wir erleben zunehmend einen öffentlichen Diskurs, der keinen moralischen Gehalt mehr hat, der frei ist von Debatten über politische Identitäten und gemeinsame Ziele. Es gibt eine Reihe von Gründen, warum der Diskurs so flach und entleert ist. Eine Ursache hat mit der vom Markt getriebenen Version der Globalisierung zu tun, der wir in den letzten vier Jahrzehnten gefolgt sind. Das hat zu einem öffentlichen Diskurs geführt, der von einer technokratischen Sprache dominiert ist, die niemanden inspiriert . . .

. . . und von dem sich die Menschen abwenden?

. . . oder den sie gar nicht mehr führen können. Hier kommt wieder das permanente Abgelenktsein ins Spiel: Wir sind inzwischen schlecht ausgestattet, um Bürger im besten Sinne sein zu können. Wir sind immer weniger in der Lage, jene grundsätzlichen Debatten zu führen, die dringend notwendig sind. In der Konsequenz entsteht ein moralisches Vakuum. Früher oder später wird dieses Vakuum dann gefüllt von rauen, engstirnigen und intoleranten Kräften – und damit meine ich lauten Nationalismus oder Fundamentalismus.

Aber erlebten wir tatsächlich im Vor-Internet-Zeitalter eine so tiefgründige öffentliche Debatte? Verklären wir das nicht etwas?

Also ich sage jetzt nicht, dass wir eine Art goldenes Zeitalter des moralischen, informierten öffentlichen Diskurses hatten, wie etwa im Athen der Antike. Obwohl ich schon glaube, dass es damals im Vergleich zu heute besser war (lacht). Aber im Ernst: In den USA gab es etwa in den 1950er und 1960er Jahren ein intensives öffentliches Gespräch über die Bürgerrechtsbewegung oder den Vietnamkrieg.

Der immense Erfolg Ihrer Online-Vorlesungen und Ihrer öffentlichen Auftritte vor grossem Publikum zeigt aber zumindest, dass es noch immer einen Hunger nach einem substanziellen Diskurs gibt.

Es gibt in der Tat dieses Bedürfnis, und ich sehe das, wo auch immer ich spreche. Die Zuhörer kommen und suchen die Interaktion, sie wollen argumentieren mit mir. Die Menschen wollen in den Diskurs eintreten, und sie wollen das tun auf der Basis von gegenseitigem Respekt. Das macht mir Hoffnung. Hoffnung, dass ein besserer, reicherer Diskurs in der Lage sein wird, den scharfen Nationalismus, den wir gerade erleben, zu neutralisieren.

Interview: Markus Ziener, Berlin

<https://epaper.nzz.ch/#/article/6/Neue%20Z%C3%BCrcher%20Zeitung/2018-04-24/39/230879738>

Tagblatt, 29. April 2018, 09:59

"E-Mails treiben uns durch den Tag wie die Sau durchs Dorf" Anitra Egger warnt vor der "hirnbefreiten Digitalisierung"

DIGITALISIERUNG · Wenn wir mehr in unsere Smartphones schauen als in die Augen unserer Mitmenschen, dann stimmt etwas nicht, sagt Anitra Egger. Die deutsche Digitaltherapeutin warnt vor dem kopflosen Umgang mit E-Mails, Whatsapp und Google.

Interview: Tobias Hänni

Anitra Egger, in Ihrem neuesten Buch schlüsseln Sie den Alltag des Homo digitalis – des digitalisierten Menschen – auf. Täglich verbringt er 150 Minuten am Handy und nur zehn Sekunden mit Küssen. Wie sieht das Verhältnis bei Ihnen aus?

Inzwischen schon viel, viel besser. Ich lasse keine Kussgelegenheit mehr aus. Bei meinen Vorträgen frage ich die Leute manchmal: Wer hat heute schon geküsst? Die Ungeküssten kriegen von mir dann ein Bussi. Mit meiner digitalen Zeit bin ich dagegen wahnsinnig geizig. Ich vermeide beispielsweise Gruppen-Chats wie die Pest. Auf Whatsapp habe ich lediglich einen Familien-Chat, und der besteht aus drei Personen.

Sie waren 15 Jahre als Managerin für Internet-Start-ups tätig. Heute warnen Sie vor der «hirnbefreiten, aktivistischen Digitalisierung». Woher dieser Wandel?

Ich war der grösste E-Mail- und Informationsjunkie, den Sie sich vorstellen können. Highspeed-Kommunikation und Dauererreichbarkeit habe ich damals als Notwendigkeit und Wettbewerbsvorteil angesehen. Ich war ständig online – auch in den Ferien und im Morgengrauen – und habe ständig kommuniziert und E-Mail als Synonym für Produktivität und Führung missbraucht. Darunter haben meine Mitarbeiter gelitten – und meine Lebensqualität. Vor zehn Jahren habe ich dann mal ausgerechnet, dass ich in meinem Leben schon eineinhalb Jahre vermailt und zweieinhalb versurft hatte.

Ein «digitales Hamsterrad», wie Sie es nennen. Wie haben Sie es geschafft, sich daraus zu lösen?

Ich habe sicher ein Jahr dafür gebraucht. Es war schwierig, aber auch schön. Wenn du in der Internetbranche arbeitest, dann lebst du im Internet. Deshalb machte ich eine Zwangstherapie, mit Ferien im Funkloch. Das war eine digitale Entgiftung, um abzuschalten und mich neu zu justieren. So habe ich ein gesundes Mass gefunden. Auch heute habe ich manchmal noch Lust darauf, ziellos auf Youtube oder Facebook rumzsurfen. Das ist dann aber so, wie sich an einem Abend Pizza, Bier und eine Glace mit Schlagrahm zu gönnen.

Inzwischen sind Sie «Digitaltherapeutin», eine Rolle, die Sie gar nicht einnehmen wollen, wie Sie schreiben. Weshalb tun Sie es trotzdem?

Ich fühle mich mitverantwortlich, weil ich zu den Ersten gehört habe, die «Digitalisierung, los geht's!» gerufen haben. Und ich glaube nach wie vor, dass die Digitalisierung grossartig ist und uns viel bringen kann, wenn wir sie richtig einsetzen. Aber ich kann nicht akzeptieren, dass wir unsere Freiheit für kostenlose Apps verschenken.

Sie zeichnen das Bild einer Gesellschaft, in der die Menschen mehr aufs Smartphone als in die Augen ihrer Mitmenschen schauen. War das früher tatsächlich besser oder hat man da nicht einfach in den Fernseher gestarrt?

Es gibt einen entscheidenden Unterschied zwischen Fernseher und Social Media: Er sagt dir nicht, dass du gut aussiehst und gibt dir kein «Like» für dein Essensfoto. Dieses Anfixen des Egos, das gab es zuvor nicht. Oder nehmen wir das Restaurant: Früher sassen die Leute da und haben sich unterhalten. Heute wird der Streichelbalken auf den Tisch gelegt und damit signalisiert:

Wenn mein kleiner Dopamin-Dealer hier zuckt, dann bin ich weg. Auch wenn das nur kurz geschieht, tut das Gegenüber dasselbe – und plötzlich starren alle in ihre Smartphones.

Aber es wird ja trotzdem noch kommuniziert.

Ja, aber heute zählt in der Kommunikation nicht die Qualität, sondern die Quantität. Es ist nicht mehr wichtig, was, sondern dass man kommuniziert. Sieht man sich die Qualität mancher Whatsapp-Chats an, sind die Teletubbies im Vergleich intellektuell. Und alle machen mit, weil niemand sagt: Jetzt hören wir doch mal auf damit. Wir sind alle handysüchtig.

Normalerweise wird eine Sucht mit Entzug und Abstinenz behandelt. Müssten wir die Handys entsorgen und das Internet abschalten?

Nein, auf gar keinen Fall. Es geht nicht darum, weniger online zu sein, sondern bewusster. Das ist wie beim Alkohol: Ich trinke gerne, und ich bin auch gerne mal richtig betrunken. Aber nicht schon morgens, nicht während der Arbeit und nicht jeden Tag. So sollten wir mit der digitalen Technologie umgehen: massvoll und intelligent. Dann können uns Digitalika einen riesigen Zeitgewinn bringen. Dafür müssen wir aber unsere Geräte, Apps und Software konfigurieren. Zum Konfigurieren hat aber leider niemand mehr Zeit, weil wir alle schon im Hamsterrad drin sind. E-Mails treiben uns durch den Tag wie die Sau durchs Dorf. Und Whatsapp zwingt uns zur ständigen Verfügbarkeit und sofortigen Reaktion.

In der Schweiz wurde an den Schulen das Fach Medien und Informatik eingeführt. Reicht das aus, Kindern einen vernünftigen Umgang mit den digitalen Mitteln beizubringen?

Nein, definitiv nicht. Wenn Eltern ihre Kinder mit Smartphones oder Tablets ruhigstellen, dann ist das so, als würden sie es unbeaufsichtigt an den Süssigkeitenschrank lassen. Davon werden die Kinder zuckerkrank. Wenn dann die Eltern fordern, dass die Schule etwas dagegen tun soll, ist es zu spät. Damit will ich sagen: Die digitale Kompetenz muss schon im Kleinkindalter erlernt werden. Es muss zu Hause klare Regeln geben. Keine Handys am Tisch oder im Bett. Es könnte auch eine Handygarage geben, in der alle ihre Geräte wegschliessen, auch Papa und Mama. Kommt hinzu, dass ein Lehrplan dem digitalen Wandel sowieso ständig hinterherhinkt.

Sie sagen voraus, dass die Geschwindigkeit dieses Wandels in den nächsten nochmals zunehmen wird. Wie können wir uns darauf vorbereiten?

Da unser System – Bildung, Gesetze, Infrastruktur – mit dem exponentiellen Wachstum der Digitalisierung nicht mithalten kann, müssen wir uns selber schlau machen. Niemand wird uns dafür die Verantwortung abnehmen. Es gibt sehr gute Bücher zum Thema, etwa «Homo Deus» von Yuval Harari. Und auch online ist alles Wissen vorhanden, das ist der Segen der Digitalisierung. Wir können uns über Video-Tutorials weiterbilden. «Die Zeit» bietet nun Videokurse an, auch zum Thema Digitalisierung.

Autodidaktik allein hilft aber kaum gegen Datenmissbrauch, wie er bei Facebook vorgekommen ist. Da braucht es doch vor allem strengere Gesetze.

Beim Datenschutz kommen strengere Gesetze zu spät. Unsere Datenkörper sind schon längst verkauft, wir haben sie freiwillig abgegeben. Wir leben in einer digitalen Diktatur. Die Firmen, die unsere Daten besitzen, haben alle Marktanteile von 95 Prozent. Wir haben jetzt noch die Wahl zwischen Pest und Cholera. In anderen Bereichen kann man mit strengeren Gesetzen dagegen noch etwas ändern.

Wo denn?

Eine Verschärfung müsste es etwa im Strassenverkehr geben. Jeder zweite Unfall passiert, weil jemand am Steuer das Handy benutzt. Hier brauchen wir drakonische Strafen. Und wir brauchen klare Regeln am Arbeitsplatz. Privates und Berufliches muss strikt getrennt werden. In der Industrie ist jedem klar, dass man nicht am Handy rumspielt, wenn man eine Maschine bedient,

sonst ist der Arm ab. Was passiert aber, wenn der Finanzchef sich um drei Stellen im Excel vertut, weil er gerade Ärger im Familien-Chat hat? So wie es am Arbeitsplatz auch Sicherheitsregeln gibt, braucht es auch solche für den Umgang mit der digitalen Dauerablenkung.

Es dürfte kaum im Interesse der Arbeitgeber sein, wenn die Benutzung des Arbeitstelefons auf die Bürozeiten beschränkt wird.

Doch, denn alles andere ist zu kurzfristig gedacht. Viele Firmen haben gemerkt, dass ihre Mitarbeiter ausbrennen, wenn sie rund um die Uhr mailen. Volkswagen beispielsweise kappt nun deshalb nach Dienstschluss die Mailserver.

Haben Sie den Eindruck, da findet ein breites Umdenken statt?

Ja, da ist ein Paradigmenwechsel im Gange, der nicht nur einige wenige Firmen betrifft. Die IT-Firmen haben als erste Regeln für die Arbeit in der digitalen Welt erstellt. Das erstaunt nicht, schliesslich haben die Nerds – und zu denen zähle ich mich auch – als erste die negativen Folgen der Digitalisierung zu spüren gekriegt. Schlägt man heute einer IT-Firma vor, der Server solle E-Mails nur noch dreimal täglich an die Empfänger leiten, wird man ausgelacht. Die meisten haben ein solches System längst eingeführt.

Zur Person

In Büchern wie «Mail halten – Digitale Selbstverteidigung für Arbeitshelden und Alltagskrieger» zeigt Anita Egger die negativen Seiten der Digitalisierung auf – und gibt zugleich Tipps für einen verantwortungsvollen Umgang mit der Technologie. Bevor sie als Digitaltherapeutin Karriere machte, arbeitete die 44-jährige Deutsche viele Jahre als Managerin von Internetfirmen. Die Tücken der Digitalisierung zeigt sie auch in Vorträgen auf, wie in diesen Tagen an zwei Arbeitgeberveranstaltungen der Sozialversicherungsanstalt St. Gallen zum Thema «Sitzen wir in der digitalen Stressfalle?». (hae)

<http://www.tagblatt.ch/ostschweiz/wir-sind-alle-handysuechtig;art505748,5279876>

Aktuelles zum Thema Digitalisierung im Tagblatt

Tagblatt, 03. Mai 2018

Grosser Widerstand gegen neue Mobilfunkantenne

NECKER · Gegen den Ersatz der bestehenden Mobilfunkantenne der Swisscom beim Oberstufenzentrum Necker wächst die Opposition. Während der Auflagefrist des Bauprojekts sind 29 Einsprachen eingegangen.

<http://www.tagblatt.ch/ostschweiz/wil/grosser-widerstand-gegen-neue-mobilfunkantenne;art262,5283609>

Tagblatt, 29. April 2018

"Verbotene Pornos kursieren fast überall" - unterwegs mit dem Chef des Jugenddienstes der St.Galler Kantonspolizei

<http://www.tagblatt.ch/ostschweiz/der-polizist-im-jugendtreff;art505748,5279887>

Zeit-Fragen, 24. April 2018

Die digitalisierte und individualisierte Schule – ein ökonomistisches Konzept ohne pädagogische Begründung

von Dr. iur. Marianne Wüthrich

«Die Digitalisierung ist keine bildungspolitische Notwendigkeit», so Jürgen Kaube, Redaktor und Herausgeber der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», und er schliesst die Frage an: «Was ist denn, wenn die digitale Industrie ihr grosses Geschäft mit den Schulen [...] gemacht haben wird, der Beitrag des Internets als Lehrmittel?» Seinen knappen, aber präzisen Kommentar schliesst Kaube mit der Feststellung, da der Nutzen der Digitalisierung nicht nachgewiesen werden könne, müssten die Schulen auch nicht umgerüstet werden: «Und zwar zu Kosten, die einmal jemand in Lehrerstellen umrechnen sollte, damit die Dimension des Unfugs sichtbar wird, der gerade als bildungspolitische Notwendigkeit gilt.»¹

Soviel vorab aus der deutschen Nachbarschaft, sozusagen als Erdung, bevor wir die Argumente zur Digitalisierung der Schule im aktuellen Dossier des Schweizer Wirtschaftsverbandes economiesuisse unter die Lupe nehmen.²

Economiesuisse vertritt als Dachverband von 100 Branchenverbänden, 20 kantonalen Handelskammern sowie Einzelfirmen rund 100 000 Unternehmen aus allen Branchen und Regionen der Schweiz mit etwa zwei Millionen Arbeitnehmern und ist deshalb eine der wichtigen Stimmen in der Schweizer Wirtschaftspolitik. Im vorliegenden Dossier zur Digitalisierung der Schule erlaubt sich economiesuisse jedoch, in die Primarschule hineinzugreifen, und propagiert abgehobene Pläne zu deren Umwälzung, die jedem Pädagogen die Haare zu Berge stehen lassen. Unserer Jugend, aber auch dem Schweizer Wirtschaftsstandort tut sie damit keinen guten Dienst. Die beiden Verantwortlichen für das Dossier sind denn auch keine Pädagogen, sondern Volkswirtschaftler und Chefökonom bei economiesuisse (Prof. Dr. Rudolf Minsch) beziehungsweise Geisteswissenschaftler mit langjähriger Praxis als Manager und Verwaltungsrat (Dr. Rudolf Wehrli). Bei economiesuisse sind sie für allgemeine Wirtschaftspolitik und Bildung zuständig, eine Kombination zweier Fachgebiete, die miteinander nichts zu tun haben dürfen.

Das Dossier geht von der Frage aus, wie die Kinder und Jugendlichen zu Zeiten der «vierten industriellen Revolution» auf die Zukunft vorbereitet werden sollen. Als wichtige Faktoren für den beruflichen Erfolg zählen sie zunächst Fähigkeiten auf, die keine Neuerfindung sind, sondern in der Schweiz mit ihrem gut ausgebauten dualen Berufsbildungssystem seit jeher zentral waren, so zum Beispiel die Sozialkompetenzen, das logisch-mathematische Denken, der Durchhaltewillen und die Bereitschaft zur Weiterbildung. (Kapitel 1: Erforderliche Qualifikationen auf dem Arbeitsmarkt der Zukunft. Vorbereitung auf das Unbekannte)

Die Schweiz ist dank dem dualen Bildungssystem gut gerüstet

Das duale Bildungssystem ist Hauptursache der geringen Jugendarbeitslosigkeit und des im internationalen Vergleich auffallend tiefen Anteils wenig qualifizierter Berufsleute, der auch im Dossier vermerkt wird.³ Die Stärken des Schweizer Bildungssystems werden auch von economiesuisse bestätigt: gute Anpassungsfähigkeit der Lehrlingsausbildung an die Bedingungen des Arbeitsmarktes, frühe Selbständigkeit der jungen Menschen im Berufsleben, grosses Weiterbildungsangebot und hohe Durchlässigkeit. Gefordert werden weitere Anpassungen der Berufsbilder und mehr Informatiklehrstellen. (Kapitel 2: Welche Konsequenzen hat die Digitalisierung für das Bildungssystem?)

Zu ergänzen ist: Diese positive Einschätzung des Schweizer Berufsbildungswesens wird nur dann realistisch bleiben, falls unsere Kinder in der Volksschule all das lernen, was sie für ihr Leben als Erwachsene brauchen. Die Volksschule darf kein Experimentierlabor sein. Dazu soll als Beispiel die geplante Umwälzung des Sprach- und Mathematikunterrichts gemäss Dossier (und gemäss Lehrplan 21!) unter die Lupe genommen werden.

Mit Digitalisierung und Individualisierung zur Zwei-Klassen-Gesellschaft

Dass als Folge der Schulreformen ein immer grösserer Anteil unserer Schulabgänger mangelhafte Kenntnisse in den Grundlagenfächern Deutsch und Mathematik mitbringt, beklagen die Berufsschulen und die Ausbildner in den Betrieben seit langem. Deshalb muss die Schule zuerst die nötigen Kenntnisse in Deutsch und Mathematik vermitteln und die dafür notwendige Unterrichtszeit zur Verfügung stellen, soweit ist sich economics mit pädagogischen Fachleuten einig. (Kapitel 3: Welche Konsequenzen hat die Digitalisierung für die Schule?)

Wie soll nun diese Zeit eingesetzt werden? Es brauche eine Kombination von «Präsenzunterricht» und E-Learning, so das Dossier. Dass sogar an Hochschulen Online-Kurse ohne Anleitung zu hohen Abbruchquoten und mässigem Lernerfolg führen, zeige die Wichtigkeit der sozialen Interaktion für den Lernerfolg.

Unter «sozialer Interaktion» kann vielerlei verstanden werden

Deutsch und Mathematik könnten heute dank Digitalisierung völlig individualisiert unterrichtet werden, so ihre Theorie: «Wirklich bedeutend wird der Einsatz digitaler Unterrichtshilfen, wenn sich dadurch Didaktik und Pädagogik verändern. Das Potential der Digitalisierung für den Unterricht ist riesig: Erstmals ermöglicht es den Lehrpersonen, einen vollständig individualisierten Unterricht organisatorisch zu bewältigen. Die Individualisierung wird unter anderem durch das Vorhandensein von Echtzeitdaten über das Verhalten, die Lernfortschritte und die Lösungsstrategien der Lernenden ermöglicht.» (Kapitel 3)

Dank der passenden Software könne jedes Kind seinem Stand entsprechend beschäftigt werden, ohne dass der Lehrer täglich zwanzig verschiedene Arbeitsblätter vorbereiten muss: «Die Heterogenität bzw. die Unterschiede in den Kompetenzen der Lernenden sind zu gross, als dass jeder oder jede am Ende des Schuljahres auf demselben Wissensstand sein kann. Es wäre dementsprechend wichtig, dass der Unterricht diese Heterogenität angemessen berücksichtigt. Die dazu notwendige Individualisierung des Unterrichts scheiterte aber in der Vergangenheit daran, dass der Arbeitsaufwand für die Lehrpersonen explodierte. Sie mussten für jede Schülerin und für jeden Schüler ein individuelles Lernprogramm zusammenstellen, den Lernerfolg kontrollieren und dokumentieren.»

Radikaler Umbau des Lehrerberufs und der Aufgabe des Lehrers

Die Lernkontrolle erledigt nun die Software, da wird im wahrsten Sinne des Wortes «Buch geführt», ob und wie das Kind lernt und vorankommt, alles wird digital dokumentiert und überwacht, und darauf basierend wird ihm jeweils die nächste digital erstellte Lernportion vorgesetzt. Dies ist in Wirklichkeit kein Unterricht. Hier ist kein Lehrer am Werk, sondern eine Aufsichtsperson, die schaut, dass jeder beschäftigt ist.

Der Beruf des Lehrers beinhaltet im Gegensatz dazu etwas völlig anderes: Seine hohe Aufgabe besteht gerade darin, aus seiner «heterogenen» Schar eine Klassengemeinschaft zu bilden, in der er mit den Schülern und die Schüler untereinander den Lernstoff auf vielerlei Art durcharbeiten und üben, so dass – wenn immer möglich – jedes Kind mitgenommen werden und die Lernziele erreichen kann. In Zeiten der Integration und Inklusion ist dies zugegebenermassen manchmal kaum möglich, dort müssen zusätzliche Pädagogen im Unterricht eingesetzt werden.

Für die Schüler, die rasch und leicht lernen, werden sich immer Zusatzaufgaben finden, oder sie vertiefen ihr Wissen, indem sie es ihren Nachbarn erklären – um sie müssten wir uns nicht so viele Sorgen machen, wie dies heute üblich ist.

Solche Lehrer – echte Lehrerpersönlichkeiten – sind im Zeitalter der Digitalisierung bei den Strippenziehern nicht mehr erwünscht (bei zahlreichen Eltern und Lehrern aber schon!). An den Schweizer Pädagogischen Hochschulen wird emsig am Umbau des Lehrerberufs gefeilt, und economiesuisse reiht sich bedauerlicherweise in den Chor derer ein, die mitverantwortlich sind für den Niedergang unserer guten Volksschule: «Die Pädagogischen Hochschulen sind gefordert, dass alle Lehrkräfte die erforderlichen Kompetenzen im Bereich der Digitalisierung mitbringen. Dies betrifft nicht nur die Lehrkräfte in Ausbildung. Auch die bereits aktiven Lehrkräfte müssen für die Digitalisierung fit gemacht werden.»⁴ Und unter Punkt 4: «Der zweckmässige Umgang mit der Digitalisierung im Unterricht erfordert von den Lehrpersonen ein Umdenken. Sie müssen und können nicht länger überall bessere Kenntnisse haben als die Lernenden. [...]» Als ob der Lehrerberuf darin bestünde, gegenüber den Schülern den Besserwisser zu spielen!

Abkehr vom Menschenrecht auf Bildung und Chancengleichheit – IBM und Bertelsmann machen's möglich

Aufschlussreich sind die Quellen, auf die economiesuisse in Kapitel 3 des Dossiers seine in keiner Weise pädagogisch begründeten Ratschläge für die Volksschule stützt:

- eine Schweizer Privatschule, die seit einigen Jahren eine gemeinsam mit IBM Schweiz entwickelte Software einsetzt, mit vollständig individualisierter Beschäftigung der Schüler und totaler Überwachung ihres Tuns,
- ein Buch von Jörg Dräger und Ralph Müller-Eiselt «Die digitale Bildungsrevolution. Der radikale Wandel des Lernens und wie wir ihn gestalten können». Die beiden Autoren haben an erster Stelle das Geschäft mit den Schulen im Auge, denn beide gehören zur Bertelsmann-Stiftung, Dräger als Vorstandsmitglied, Müller-Eiselt «forscht für die Bertelsmann-Stiftung, wie der digitale Wandel unsere Gesellschaft verändert, und twittert [...] und bloggt [...] über die Bildung von morgen.»
- Das New Yorker Projekt «New Classroom», das Dräger/Müller-Eiselt als 2-Minuten-you tube-Trickfilmchen präsentieren, hat es den Economiesuisse-Autoren offenbar angetan. Auf dessen magerer Basis malen sie – die keine Ahnung vom Lehrerberuf und vom Unterricht haben! – locker vom Hocker aus, wie es in unserer Volksschule künftig zugehen soll: «In diesen Fächern [Deutsch und Mathematik] sollten die Schülerinnen und Schüler nicht gemäss dem Alter in Klassen eingeteilt werden, sondern gemäss ihren Fähigkeiten in Lerngruppen. Beispielsweise würden die Schüler zwischen 8 und 10 Uhr in Lerngruppen unterrichtet werden, um anschliessend wieder in die Jahrgangsklasse zurückzukehren. [...] Eine Lehrperson könnte beispielsweise die zweite Klasse unterrichten und die Lerngruppe B in Mathematik, in der Schülerinnen und Schüler aus der ersten, zweiten und dritten Klasse beisammen sind. In diesem Setting ist individualisierter Unterricht kombinierbar mit gemeinsamen Einführungslektionen oder Gruppenarbeiten. [...] Die schulischen Heilpädagogen würden entsprechend die Lerngruppen von Kindern übernehmen, welche eine besondere Unterstützung benötigen.»

Eine unheimliche Zukunftsvision! Unsere Volksschule darf kein Experimentierfeld für unausgereifte Ideen von Ökonomen sein, die glauben, Unterricht sei als vollautomatisiertes «Setting» möglich. Besonders beklemmend, wenn ein derartiger Versuch am lebenden Menschen bereits mit kleinen Kindern zu Beginn ihrer Schulzeit geplant ist. Erstklässler, die sich nicht in der digitalisierten Lernwelt zurechtfinden, werden um ihr Menschenrecht auf Bildung und Chancengleichheit betrogen und von Anfang an aussortiert: Auch in der digital organisierten 20:80-Gesellschaft braucht es noch schlecht entlohntes Hilfspersonal ...

Noch ein Wort zur Schulsprache, in der Deutschschweiz also Deutsch: Sprache kann man nur in Beziehung lernen: mit gemeinsamem Lesen und Gespräch, mit Schreiben, Korrigiertwerden und Verbessern, mit Grammatik- und Satzbauunterricht, mit Rechtschreibregeln und Wortschatzübungen und mit Lesen, Lesen, Lesen ... Ganz gewiss nicht mit individualisierten Lückentexten und «kreativem» Drauflosschreiben ohne Lehrerkorrekturen, wie dies der Lehrplan 21 vorsieht und wie es offenbar auch den Verfassern des Dossiers vorschwebt.

Öffnung der Schweizer Volksschule für Public Private Partnership?

Schliesslich darf hier eine Forderung des Economiesuisse-Papiers nicht unerwähnt bleiben, nämlich das Hineingreifen privater Unternehmen in die öffentliche Volksschule: «Die Schulzimmer öffnen! Eine Lehrperson muss nicht alleine alle Ziele des Lehrplans abdecken. [...] Auch eine Öffnung der Klassenzimmer ist in Betracht zu ziehen: Unterrichtseinheiten zur Informatik könnten Verwandte oder Bekannte der Lehrpersonen oder der Schülerinnen und Schüler [als unbezahltes Hilfspersonal?] in Zusammenarbeit mit der Lehrperson anbieten. [...] Auch sollte die Volksschule Public Private Partnership offener gegenüberstehen. Damit der Einzug der Informatik in den Unterricht nicht zu viel Zeit benötigt, können Kooperationen zwischen privaten Unternehmen und den Schulen zweckmässig sein.» (Kapitel 3, Punkt 5)

Hier schliesst sich der Kreis: Spätestens an dieser Stelle dürfte jedem Leser klar werden, wessen Interessen im vorliegenden Dossier die Priorität haben – nicht die der Kinder und Jugendlichen, auch nicht die der Lehrbetriebe – was von economiesuisse eigentlich zu erwarten wäre – sondern die von Apple, Microsoft, Bertelsmann & Co.

Economiesuisse, die sich als Schweizer Wirtschaftsdachverband bezeichnet, hat nicht nur einige globalisierte Konzerne zu vertreten, sondern in erster Linie die zahlreichen in der Schweiz verwurzelten KMU und auch grössere Unternehmen. Diese suchen dringend schulisch und menschlich geeignete Schulabgänger, welche fähig und bereit sind, zu kooperieren und sich anleiten zu lassen. Die totale Digitalisierung und Vereinzelung der Kinder in der Volksschule ist ein denkbar schlechtes Rezept für die Erhaltung des guten Schweizer Wirtschaftsstandorts. •

Anmerkung zu den Fussnoten:

Als «zeitgemässe» Online-Abhandlung enthält das Dossier «Digitalisierung – Herausforderungen und Chancen für die Schule» keine Seitenzahlen, sondern nur 4 Kapitel und eine Reihe statistischer Diagramme. Deshalb ist die Angabe der zitierten Stellen nur ungefähr möglich.

Anmerkung von Starke Volksschule SG zu den Fussnoten

Leider ist die Website in dauernder Veränderung und die Grafiken sind nicht mehr einsehbar.

- 1 Kaube, Jürgen. Grosser Unfug. Digitalisierungskommentar. Faz.net vom 31.3.2018
- 2 Digitalisierung – Herausforderungen und Chancen für die Schule vom 9.2.2018. <https://www.economiesuisse.ch/de/dossiers/digitalisierung-herausforderungen-und-chancen-fuer-die-schule>
- 3 vgl. Grafik 2 der Weltbank von 2016 in Kapitel 1
- 4 Digitalisierung – Herausforderungen und Chancen für die Schule vom 9.2.2018. In Kapitel 3 Punkt 6: Verändert die Digitalisierung die Lerninhalte der obligatorischen Schule?

<https://www.zeit-fragen.ch/de/ausgaben/2018/nr-9-24-april-2018/die-digitalisierte-und-individualisierte-schule-ein-oekonomistisches-konzept-ohne-paedagogische-begruendung.html>

Parole: Hausaufgaben abschaffen!

Von Carl Bossard



Kriens schafft, wie andere Gemeinden, die Hausaufgaben ab. Im Namen der Chancengleichheit. Doch wie steht es um die nicht beabsichtigten Nebenwirkungen? – Ein Zwischenruf

In Schule und Unterricht werden immer wieder Wenn-Dann-Beziehungen hergestellt und damit die Lösung aller Probleme versprochen wie zum Beispiel: Je kleiner eine Klasse, desto besser die Lernresultate, oder: Wenn altersdurchmischte Klassen, dann sozialeres Verhalten und effizienterer Unterricht. Dabei geht eines schnell vergessen: Bildungspolitische Massnahmen und Aussagen über Schule und Unterricht beruhen auf normativen Zielvorstellungen wie Weltanschauung oder Zeitgeist, Menschenbild oder Gesinnung. Sie sind nicht beweisbar, sondern nur begründbar – und darum in vielen Fällen widersprüchlich.

Nicht bedachte Nebenwirkungen

Eine solche Wenn-Dann-Korrelation hat momentan am Schweizer Schulhimmel Hochkonjunktur. Sie wird nicht selten apodiktisch und auch eindimensional vertreten. Wenn wir die Hausaufgaben abschaffen, dann erhöhen wir die Chancengleichheit für alle, behaupten manche. Doch so einfach ist es nicht.

Die Bildung kennt das „Gesetz der nicht beabsichtigten Nebenwirkungen“. Formuliert hat es der Philosoph und Pädagoge Eduard Spranger. Kaum jemand beachtet es – so wenig wie die Beipackzettel von Medikamenten. Die Schulen Kriens streichen die offiziellen Hausaufgaben. Sie wollen Chancengleichheit, heisst es. Und die Nebenwirkung? Wer die Hausaufgaben abschafft, schafft sie trotzdem nicht ab, selbst wenn der reguläre Unterricht sie mit sogenannten Lernzeiten kompensiert. Bildungsbewusste Eltern werden mit ihren Kindern weiterhin wiederholen und automatisieren. Sie wissen um den unverzichtbaren Wert des Übens. Kinder aus andern Familien haben diese Chance vielleicht nicht. Die nicht beabsichtigte Folge: Die Schere im Bildungsmilieu öffnet sich weiter. Doch der Schulerfolg darf nicht vom elterlichen Bildungsniveau oder Portemonnaie abhängig sein.

Ohne Wiederholen ist am Ende nichts da

Niemand will das. Darum müsste Sprangers „Gesetz der nicht beabsichtigten Nebenwirkungen“ ernst genommen werden. Alle Kinder haben das Recht auf regelmässiges Üben. Hausaufgaben dienen diesem Ziel, auch wenn die Aussagen über ihren Wert naturgemäss widersprüchlich sind und Gegner sie als „pädagogisches Ritual“ abqualifizieren. (1)

Eines wissen wir alle: Das Hirn ist kein Datenrucksack, das Arbeitsgedächtnis behält Neues nur kurz. Darum verflüchtigen sich viele Informationen dramatisch schnell. Die uralte klassische „Vergessenskurve“ von Hermann Ebbinghaus belegt eindrücklich, dass neu erworbene Lerninhalte zuerst sehr rasch, allmählich jedoch langsamer aus dem Bereich aktiv verfügbaren Wissens fallen. Ohne Repetitionen und ohne vernetzendes Üben in angemessenen Intervallen ist am Ende nichts da.

Üben, Repetieren, Automatisieren

Neues muss aus dem Arbeitsgedächtnis ans „intermediäre“ Gedächtnis weitergleitet, später im Langzeitgedächtnis vernetzt und gesichert werden. Das braucht Zeit. Und die fehlt im überfrachteten System Schule zunehmend. Hausaufgaben als vertiefendes Wiederholen helfen. Sie bremsen oder verhindern den Behaltensverlust und fördern das Können.

Darum bilden Üben, Repetieren von Gelerntem und Automatisieren die wichtigste Grundform von Hausaufgaben; sie ist am meisten verbreitet. Das Wiederholen ist konstitutiv für wirksame Lernprozesse; darum auch muss es Bestandteil des Unterrichts sein. Ohne fleissiges und kontinuierliches Üben geht es nicht. Das hat jede junge Geigerin verinnerlicht, das kennt jeder Junioren-Fussballer. Nur so wird aus dem nerventötenden Gekratze dereinst virtuose Musik, aus dem ungelungenen Gekicke hohe Ballkunst. Repetitio est mater studiorum, wissen wir seit den Römern. Wiederholung ist die Mutter der Studien. Klug dosiert, sind die Hausaufgaben ein erprobtes Mittel.

Gute Lehrer wissen um den Wert der Hausaufgaben

Ob Hausaufgaben letztlich wirksam sind, hängt entscheidend von der Art ab, wie sie erteilt werden. Doch es gibt einen positiven Zusammenhang zwischen zielgerichtet formulierten Hausaufgaben und dem Lernerfolg. Darauf verweist John Hattie, der aktuell einflussreichste und meistzitierte Bildungsforscher. Allerdings sind sie auf höheren Schulstufen (7. bis 12.Schuljahr) wirksamer als in der Primarschule. Hier kommt seine Studie auf einen moderaten Effekt. (2)

Auf Hausaufgaben sollte darum nicht verzichtet werden. Richtig und vielfältig erteilt, sind sie lernwirksam. Das Argument, sie erhöhten die Chancenungleichheit, verliert erst recht seine Kraft, wenn Lehrpersonen die Hausaufgaben aus dem Unterricht heraus konzipieren und sie mit Üben verbinden. Entscheidend ist das lernfördernde Auswerten und vertiefende Anwenden in der nächsten Lernsequenz. Kurze, klare, konkrete Hausaufgaben, die ohne Elternhilfe zu lösen sind. (3) Darauf haben alle Kinder Anrecht.

Hausaufgaben als Bestandteil des Lernweges

Vom Durchnehmen des Inhaltes zum Verstehen und Können ist ein weiter Weg. Es ist keine asphaltierte Schnellstrasse. Im Gegenteil: ein verschlungener, nicht selten dorniger Pfad bergauf. Üben und Vertiefen gehören zum Lernweg. An ihnen kommt niemand vorbei. Hausaufgaben sind unverzichtbare Stationen dieses Prozesses; je älter die Schüler sind, desto wichtiger werden sie. Darum haben Hausaufgaben ihren Wert, sagt John Hattie – gute Lehrpersonen geben ihnen den entscheidenden Raum, lehrt die Erfahrung.

Sie abzuschaffen bleibt nicht ohne Nebenwirkungen – und erhöht die Chancengleichheit wohl kaum. Bildungsbeflissene Eltern werden mit ihren eigenen Kindern weiterhin wiederholen oder ihnen gar private Nachhilfe ermöglichen. Üben und Automatisieren aber müssen alle Schülerinnen und Schüler. Hausaufgaben schaffen ein Trainingsfeld.

(1) *Armin Himmelrath: Hausaufgaben – NEIN DANKE! Warum wir uns so bald wie möglich von den Hausaufgaben verabschieden sollten. Bern: hep verlag ag, 2015.*

(2) *Hausaufgaben haben eine Effektstärke von $d = 0.33$; im Vergleich dazu weist altersdurchmisches Lernen AdL mit 0.04 praktisch keinen signifikanten Lerneffekt aus. Der „erwünschte Effekt“ liegt bei 0.4.*

(3) *Gem. John Hattie, in: Yannick Nock: So lernen Kinder am besten. Schweiz am Wochenende, 28.04.2018, S. W3.*

<https://www.journal21.ch/parole-hausaufgaben-abschaffen>

NZZ am Sonntag, 29.4.2018

Lehrkräfte verlieren die Freude am Beruf



«Wer die Proportionalität nicht begriffen hat, darf die Matura nicht erhalten»: Staatssekretär Dell’Ambrogio.

Leserbriefe zu

[«Die Lehrer sind vernünftig genug» NZZ am Sonntag vom 22. April](#)

So unverblümt, offen und ehrlich kann nur ein Chefbeamter reden, der sich aus den Fesseln der Bildungsbürokratie verabschieden darf. Ich kann seine Äusserungen durchwegs bestätigen. Seit Jahrzehnten verfolge ich das Bildungswesen der Volks- und Mittelschulen und zweifle schon daran, dass jeder hier eingesetzte Franken zu einer Verbesserung des Bildungswesens geführt hat. Mit dem laufenden Ausbau der Schulinstitutionen verlieren die Lehrkräfte Mut und Freude an ihrem Beruf. Obwohl die Ausbildung zum Primarlehrer heute bis zu sieben Jahre dauert, traut man den Absolventen nicht mehr zu, Unterricht zu organisieren und zu erteilen. Es braucht dazu noch Schulberater, Schulaufseher, Schulentwickler, Schulevaluatoren, Instruktoren für den Lehrplan 21, ferner Schulleitungen und neuestens noch pädagogische Berater von Schulleitern. Die Lehrkräfte werden mehr denn je kontrolliert und evaluiert, mit Lernberichten, Beobachtungsbogen und Koordinationssitzungen belastet, so dass sie ihre Hauptaufgabe, das Unterrichten, nicht mehr ausreichend wahrnehmen können. Zudem stellt die leidige Situation der integrativen Schule jeglichen erspriesslichen Klassenunterricht in Frage, erfordert einen grossen Personalaufwand und benachteiligt trotzdem die meisten Schüler. Die Qualität der Allgemeinbildung unter Schulabgängern hat sich durch diese bildungspolitische Betriebsamkeit nicht erhöht. Ganz im Gegenteil.

Peter Schmid, Frauenfeld

Zehn Wünsche an die obersten Schulbehörden: Unternehmt alles, damit die Freude am Unterrichten erhalten und gefördert wird. Unterrichten ist anspruchsvoll, aber nicht kompliziert, begrabt es nicht unter einem Wust von knochentrockenen Theorien. Schützt die Lehrpersonen vor übereifrigen Experten, Evaluatoren und sonstigen wohlmeinenden Ratgebern. Vertraut den Schulteams, dass sie das Beste für die Schülerinnen und Schüler leisten wollen. Befreit die Lehrpersonen vom überbordenden Schreibkram, dem Ausfüllen von Tabellen, Formularen und Rechtfertigungsberichten. Belohnt diejenigen, die bereit sind, sich zu engagieren und mehr zu leisten. Gebt genügend Musse und Mittel für Weiterbildung, die dem Unterricht zugute kommt. Trefft Massnahmen, damit sich die Negativspirale der Arbeitsbedingungen für Lehrpersonen wieder ins Positive wendet. Und schenkt den Lehrerinnen und Lehrern keinen BMW, sondern ein Generalabonnement der SBB, damit sie für die Jugendlichen ein ökologisch korrektes Vorbild sein können.

Ueli Mägli, Zürich

Mauro Dell’Ambrogio bringt es auf den Punkt: Lehrerinnen und Lehrer brauchen ein Mehr an Freiheit, nicht ein Mehr an Vorschriften. Unser Bildungssystem leidet an einer künstlich konstruierten Komplexität und einer aufgeblähten Bürokratie. Die -Verantwortlichen in Politik und Verwaltung führen mit Absichten und Zielen, die den Bildungsauftrag als Ganzes aus den Augen verlieren. Sie führen über Detailvorgaben und Mikrovorschriften und negieren so professionelles Erfahrungswissen. Buchstaben aber rauben den Atem und ersticken jede Kreativität. Doch schulische Kreativität braucht Freiheit. Und die vermissen viele Lehrpersonen zunehmend. Resignation und innere Emigration sind die Folge.

Carl Bossard, Gründungsrektor PH Zug, Stans

Erfrischend, der Klartext von Mauro Dell’Ambrogio im Interview, in welchem er die zunehmende Bürokratie im Schulwesen anprangert. Es stimmt absolut: Primarlehrpersonen und Kindergärtnerinnen brauchen keinen Master. Dahinter steckt nur der Ruf nach höheren Löhnen; auf diese Weise aber würde man einem gewissen Segment der Jugendlichen den Zugang zu diesen Berufen verwehren. Bezüglich der Schulqualität in den verschiedenen Kantonen ist es gemäss Herrn Dell’Ambrogio ganz einfach. Dort, wo die Maturaquote höher ist, ist das Niveau der Schüler tiefer. Auch diese klare Aussage trifft ins Schwarze. Und was meint er zum Lehrplan 21? Die Deutschschweiz nimmt ihn offenbar preussisch genau. In der lateinischen Schweiz ist man viel entspannter gegenüber einem zentralen Lehrplan. Darüber, was mit diesen Worten gemeint ist, darf wohl spekuliert werden.

Hans-Peter Köhli, Zürich

<https://epaper.nzz.ch/#article/8/NZZ%20am%20Sonntag/2018-04-29/25/230962236>

Schweiz am Wochenende, 28.4.2018

Was ist guter Unterricht?

Star-Bildungsforscher John Hattie erklärt, wie Kinder am besten lernen

von Yannick Nock

Was hilft den Kindern beim Lernen? Gute Lehrer! Klingt banal, ist es aber nicht. In einer Megaanalyse räumt Bildungsforscher John Hattie mit den Mythen der Schulpolitik auf.

Für die britische «Times» ist er der einflussreichste Bildungsforscher der Welt. John Hattie (68) hat Studien über Millionen Lehrer und Schüler rund um den Globus analysiert, um eines herauszufinden: Was ist guter Unterricht? Hier gibt er die Antwort – und er glaubt, dass die Schweiz einen grossen Fehler begeht.

Es klingt anmassend, «wahnsinnig» nennt gar «Die Zeit» John Hatties Vorhaben. Und ein bisschen ist es das auch. Denn der Neuseeländer tat, was vor ihm noch niemand versucht hatte. Er sichtete sämtliche englischsprachigen Studien zum Lernerfolg und kombinierte sie zu einer Megaanalyse.

20 Jahre hat das gedauert, 250 Millionen Schüler rund um den Globus waren beteiligt. Daraus entstand ein Buch: «Visible Learning». Seit 10 Jahren versetzt es die Bildungsforschung in Aufruhr. Noch heute ergänzen Hattie und sein Team ihre Erkenntnisse. Neu berücksichtigen sie auch deutschsprachige Studien.

«Die Schweiz am Wochenende» erreicht Hattie zu Hause in Australien, in der Nähe von Melbourne. Im Gespräch ist er kaum zu bremsen. «Ich liebe es, über Bildung zu sprechen.»

John Hattie, einige Ihrer Kollegen behaupten, Sie hätten den Heiligen Gral der Bildung gefunden, weil Sie erklären, was guter Unterricht ist. Sehen Sie das auch so?

John Hattie: Nicht einmal Monty Python ist es gelungen, den Heiligen Gral zu finden (lacht). Mir auch nicht. Ich hoffe aber, dass meine Studie ihren Teil dazu beigetragen hat, dass der Unterricht weltweit besser geworden ist. Und noch besser wird.

Seit über 20 Jahren werten Sie die weltweit wichtigsten empirischen Studien zu Schülerleistungen aus. Was hat Sie zu diesem langwierigen Unterfangen motiviert?

Als ich an der Universität begann, ist mir etwas aufgefallen: Alle, egal ob Professoren, Lehrer oder Eltern, hatten eine Meinung, wie Kinder besser lernen würden. Das Problem ist nur: Nicht Meinungen zählen, sondern messbare Evidenz. Jeder hatte eine Studie parat, die sein Anliegen stützte. Jeder glaubte, recht zu haben. Das machte mich skeptisch. Deshalb begann ich, Studien zu vergleichen. Ich fragte mich nicht, was wirkt, sondern: Was wirkt am besten?

Ihre Antwort?

Nehmen wir die Lehrer: Gut sind jene, welche die Freude der Kinder für ein Fach wecken können. Und jene, die ein Talent in den Kindern sehen, von dem die Schüler nicht einmal selber wussten, dass sie es haben. Es geht letztlich darum, Freude am Lernen zu vermitteln.

Klingt banal.

Das ist es nicht. Oft sprechen Lehrer über die Strukturen des Unterrichts, die neusten Methoden oder die Zusammenarbeit mit der Schulleitung. Und selbst wenn diese Punkte wichtig sind, interessieren sie mich nicht. Lehrer sollten sich eine Frage stellen: Was bewirke ich bei meinen Schülern? Das war doch überhaupt der Grund, Lehrer zu werden. Heute geht es viel zu oft um Ressourcen oder um die neusten Lehrmittel oder was auch immer in einem Land gerade bildungspolitisch diskutiert wird.



Die Mega-Analyse

Der neuseeländische Bildungsforscher John Hattie hat in einer Studie mit mehr als 800 Metaanalysen – die wiederum 50 000 Einzelstudien zusammenfassen – untersucht, was guten Unterricht ausmacht. Insgesamt waren an den Untersuchungen 250 Millionen Schüler beteiligt. Sein Buch «Visible Learning» (2008) liefert die umfangreichste Darstellung der Unterrichtsforschung. Hattie verbreitert seine Datenbasis ständig mit neuen Erhebungen. Er erkennt über 250 Einflussgrößen, bekannt als «Hattie-Ranking» oder «Hattie-Faktor». Sie geben einen Hinweis darauf, welche Faktoren das Lernen hemmen und welche es fördern. Hattie ist Professor an der Universität Melbourne und leitet das Institut für Bildungsforschung. (yno)

© Marcel Aucar

Was können Lehrer konkret tun?

Lehrer sind die Dirigenten eines Orchesters: Sie müssen den Ton angeben, das Tempo setzen und wissen, wohin sie mit dem Stück wollen. Doch ab einem gewissen Punkt sollten sie den Musikern den Platz geben, sich zu entfalten.

Gemäss neusten Zahlen ist jeder dritte Lehrer Burnout-gefährdet. Bürden Sie Lehrern zu viel auf?

Es ist ein sehr anstrengender Beruf, keine Frage. Unsere Recherchen zeigen, dass 60 Prozent der Lehrer einen sehr guten Job machen, manchmal halten sie sich aber mit den falschen Fragen auf. Sie müssen in erster Linie den Kindern helfen, dafür sind sie da.

Sind die Schüler nicht selbst verantwortlich für ihren Lernerfolg?

Natürlich, aber die Lehrer müssen ihnen das Werkzeug an die Hand geben, um selbstständig lernen zu können.

Wie funktioniert das am besten?

Feedback ist unglaublich wichtig, ein mächtiges Mittel. Falsche Antworten sind nicht schlimm, sondern helfen beim Lernen. Allerdings konzentrieren sich die Schulen zu oft auf negatives Feedback. Wenn jemand gut war, erhält er keine Rückmeldung. Das ist ein Fehler.

Welches sind die Schlüssel-Erkenntnisse Ihrer Meta-Studie?

Die erste haben wir bereits angesprochen: Lehrer sollen sich fragen, was sie bewirken und wie sie den Kindern helfen können. Zweitens muss die Debatte über guten Unterricht ändern. Kinder lernen nicht nur durch zuhören, sondern dadurch, dass sie etwas tun und die Aufgaben selbstständig lösen.

Das ist doch heute schon der Fall.

Nein, viel zu selten. Wenn ich in eine Schule gehe und Kinder frage, was einen guten Schüler ausmacht, sind ihre Antworten erschreckend: Sie sagen: Jemand, der pünktlich ist, oder jemand, der immer die Hausaufgaben macht. Aber das stimmt nicht. Man muss verschiedene Arten des Lernens beherrschen. Zuhören, diskutieren, recherchieren. Erst dann ist man ein guter Schüler.

Und ein dritter Punkt?

Lehrer müssen besser zusammenarbeiten, sie sollten in die Stunden ihrer Kollegen sitzen und schauen, ob die Kinder tatsächlich etwas lernen oder ob sie einfach nur zuhören. Leider möchten viele Lehrer am liebsten ihren Unterricht allein halten. Das ist nicht gut genug. Sie müssen sich austauschen.

Es gibt auch Lehrer, die sagen, Sie verstünden nichts von Unterricht.

Das kann ich verstehen, vielleicht rede ich viel, aber ich bin sehr erfahren. Ich war in Dutzenden Ländern, habe ihre Schulsysteme analysiert und die Leistungen der Kinder und Lehrer verglichen. Ich weiss, wovon ich spreche.

Welche Länder tun sich hervor?

Ich kann Ihnen sagen, wer sich stark auf unsere Befunde stützt: Dänemark, Schweden, England, Kanada, Australien und Neuseeland. Nun kommen viele osteuropäische Länder hinzu. Aber es gibt auch das Gegenteil: In einigen Ländern wurden Bücher darüber geschrieben, warum mein System schlecht sein soll. Das sehe ich anders.

Wie bewerten Sie die Schweiz?

Was mich überrascht hat, ist, dass es verschiedene Arten von Hochschulen gibt. Die Lehrerbildung findet an den Pädagogischen Hochschulen statt, die nicht den gleichen Ruf geniessen wie eine Universität. Das ist schade. Entscheidend ist aber, dass Recherchen und Forschung zur Bildung an den Universitäten stattfinden. Wenn ihr aber die Lehrer woanders ausbildet, als dort, wo geforscht wird, hat das negative Folgen: Es gibt zu wenige Daten und zu wenige Wissenschaftler, die sich um die Bildung kümmern. Und das ausgerechnet in der Schweiz, wie enttäuschend!

Warum ausgerechnet?

Wenn ich an die Schweiz denke, denke ich an Jean Piaget, einen der bedeutendsten Bildungsforscher überhaupt. Damals war die Schweiz führend. Aber wenn ich die Erhebungen der letzten 10 Jahre anschau, sind zu wenige verlässliche Daten daraus hervorgegangen. Das wird sich rächen.

Die Daten sind das eine, wie bewerten Sie unseren Unterricht?

Je nach Kanton und Region wird anders unterrichtet. Das macht es schwierig, allgemeingültige Aussagen zu tätigen. Aber wenn die Region – und damit letztlich der Zufall – eine Rolle spielt, wie ein Kind unterrichtet wird, kann ich nur sagen: Das ist einfach nicht gut genug.

Die Schweiz ist stolz auf ihr föderalistisches Schulsystem.

Dagegen habe ich nichts, das ist auch in Australien der Fall. Es geht nur um die Frage der Zusammenarbeit. Sie muss nicht vom Bund vorgegeben sein, aber ein Austausch ist nötig. Nationale Standards für einen guten Unterricht sind wichtig. Mir macht Angst, wenn ich sehe, wie in manchen Ländern die politische Gesinnung mehr Einfluss auf die Klassen hat als messbare Evidenz.

Lassen Sie uns über einige der Schweizer Bildungsfragen sprechen. Neu sollen Primarlehrer ein Master-Studium absolvieren. Eine gute Idee?

Das ist zumindest der weltweite Trend, allerdings gibt es keine Daten, die beweisen, dass eine längere Ausbildung automatisch bessere Lehrer hervorbringt. Verstehen Sie mich nicht falsch, eine gute Ausbildung ist wichtig. Aber nicht jeder muss deswegen einen Master machen. Wir sollten die Besten auswählen und weiterbilden. Ihnen muss es gelingen, die Lernerfolge der Kinder zu beeinflussen.

Streit gibt's über Fremdsprachen auf Primarstufe. Sind Französisch und Englisch in jungen Jahren zu viel?

Je früher Kinder mit einer Fremdsprache beginnen, desto besser. Das zeigen auch unsere Untersuchungen. Deshalb denke ich, zwei Fremdsprachen in der Primar wären die richtige Lösung.

Als letztes Dauerthema: Schulleiter plädierten zuletzt für die Abschaffung der Hausaufgaben. Ist das gut?

Die Frage habe ich so oft gehört. Viele verwechseln die Qualität einer Schule damit, ob sie Hausaufgaben aufgibt oder nicht. Dabei ist der Effekt der Hausaufgaben auf Primarschüler gleich null, der zeigt sich erst, wenn die Kinder älter sind. Trotzdem würde ich die Hausaufgaben nicht komplett abschaffen. Mein Rat ist deshalb: Haltet die Hausaufgaben kurz und wiederholt, was in der Stunde gelernt wurde. Und gebt keine Projekte auf. Da misst man nur, was die Eltern leisten, nicht das Kind.

Zuletzt gab es Diskussionen um Helikopter-Eltern, die alles für den Erfolg ihrer Kinder tun. [Einige begleiten sie bis in die Universität.](#)

Das ist ein grosser Fehler: Sobald die Unterstützung wegfällt, wird die Leistung zusammenbrechen. Je länger die Eltern involviert sind, desto schlimmer ist der Effekt. Das müssten gerade die Schweizer wissen.

Wie kommen Sie darauf?

Die Schweiz war eines der ersten Länder überhaupt, die Kinder zur Schule geschickt haben, weil ihr eben gemerkt habt: Lehrer können die Kinder besser unterrichten als ihre Eltern.

Wie verhielt es sich mit Ihren Eltern?

Ich komme aus einer kleinen Stadt auf Neuseelands Südinsel, mein Vater war Schuhmacher, meine Mutter Hausfrau, die Familie nicht wohlhabend. Zum Glück redete mir niemand ein, ich könne nicht erfolgreich sein.

Sind die Schulen besser als damals?

Wir erwarten heute so viel mehr von den Schulen als vor 20, 30 oder 40 Jahren. Wenn man damals lesen, schreiben und rechnen konnte, war man schon ziemlich gut unterwegs. Das ist vorbei. Lassen Sie mich raten, immer wenn es ein Problem in der Schweiz gibt, fordern Politiker, Experten oder sonst wer ein neues Schulfach. Richtig?

Das ist etwas zugespitzt, aber ja.

Sehen Sie, heute erwarten wir, dass die Schulen soziale, gesellschaftliche und technologische Probleme lösen. Wir verlangen zu viel von den Schulen. Sie gehen hervorragend damit um, passen sich den Gegebenheiten an, aber irgendwann wird der Punkt kommen, wo nicht noch mehr dazukommen kann. Auch euer neuer Lehrplan ist sehr dicht.

Der Lehrplan 21?

Ja, er ist voll damit, was Kinder alles können und wissen müssen. Mein Ratschlag: Nehmt die Hälfte aus dem Lehrplan, wenn es sein muss. Denn macht es wirklich einen Unterschied, ob sie dieses oder jenes Detail aus dem und dem Fach lernen? Ich denke nicht. Es geht um die Balance. Viel Information wird ihnen langfristig keinen Vorteil bringen.

Was sollen Kinder denn lernen, um für die Zukunft gerüstet zu sein?

Ich beschäftige mich lieber mit der Gegenwart. Wir alle wissen, dass die heutigen Primarschüler in einem Job arbeiten werden, der noch gar nicht erfunden worden ist. Berufe werden von Robotern übernommen. In 20 Jahren werden sie Operationen durchführen – und das besser als jeder Arzt. Deshalb ist es ja so wichtig, dass wir den Kindern das Werkzeug in die Hand geben, sich selber weiterbilden zu können. Und wir müssen ihnen beibringen, andere zu respektieren. Wenn Sie den Arbeitsmarkt anschauen, reicht es nicht, nur gut ausgebildet zu sein. Wichtig ist auch eine hohe Sozialkompetenz. Dann ist die Chance grösser, wieder angestellt zu werden.

Wird die neue Technik, etwa das iPad, die Schulzimmer erobern?

Wissen Sie, die technologische Revolution kommt doch schon seit 50 Jahren. Jeder erzählt mir, die Revolution ist da, doch grundlegend hat sich der Unterricht nicht geändert. Vielleicht werden Präsentationen heute per Video statt mit Pappmaché gemacht und Google anstelle von Enzyklopädien genutzt. Aber sonst ist vieles gleich. Dabei könnten neue Lernplattformen und die sozialen Medien sehr hilfreich für den Lehrer sein. Aber ob neue Vermittlungsformen so schnell kommen, wage ich zu bezweifeln. Was ich aber sagen kann: Gute Lehrer werden in 20 Jahren wichtiger sein als jeder Arzt. Sie sind entscheidend für die Zukunft unserer Kinder.

Welche Faktoren nützen, welche schaden?

Diese Faktoren nützen:

- > Lehrerfeedback
- > Vertrauensvolles Verhältnis zwischen Lehrkraft und Schüler
- > Leseförderung
- > Regelmässige Leistungsüberprüfungen
- > Vorschulische Fördermassnahmen
- > Lehrergeleiteter Unterricht

Diese Faktoren schaden:

- > Sitzenbleiben
- > Übermässiges Fernsehen
- > Ferien über zwei Monate

Diese Faktoren haben nur einen geringen Einfluss:

- > Hausaufgaben
- > Klassengrösse
- > Finanzielle Ausstattung
- > Altersdurchmischte Klassen

Ein Kommentar

John Hattie hält offenbar nicht viel vom Lehrplan 21, er würde ihn auf die Hälfte zusammenstreichen. Auch "selbstgesteuertes Lernen" mit minimalem Lehrereinput und Digitalisierung, die den Schüler alleine lässt, tragen kaum etwas zum Lernerfolg bei. Am meisten helfen den Kindern gute Lehrer, die guten Unterricht machen, bei dem sie mit den Kindern eine gute Beziehung aufbauen und schauen, dass die Schüler wirklich etwas lernen. Nach ihm wird es sich für die Schweiz rächen, wenn zu wenig verlässliche, pädagogische Daten über den Lernerfolg gesammelt werden und stattdessen wie beim Lehrplan 21 Politiker und Experten immer neue Schulfächer fordern, wenn irgend ein Problem auftaucht. Er glaubt nicht, dass man den Anschluss verpasst, wenn man allem Neuen nachrennt, weil die technologische Revolution nichts Neues sei und schon seit 50 Jahren statt finde. Für ihn werden gute Lehrer auch in 20 Jahren wichtiger sein: "Sie sind entscheidend für die Zukunft unserer Kinder!"

P. Aebersold

<https://www.aargauerzeitung.ch/leben/was-ist-guter-unterricht-star-bildungsforscher-john-hattie-erklaert-wie-kinder-am-besten-lernen-132486887>